

Dem Baptismus einen „Spiegel“ vorhalten

Zehn Jahre Gesellschaft für Freikirchliche Theologie
und Publizistik (GFTP)

Kim Strübind

„Wenn Freiheit überhaupt etwas bedeutet, dann das Recht,
anderen Leuten das zu sagen, was sie nicht hören wollen.“

George Orwell

„Alles Lernen beginnt mit einer Provokation.“

Parush Parushev

Zehn Jahre gibt es die „Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik“ (GFTP) nun also schon – da ist ein Jubiläum fällig. Was aber gibt es dabei zu feiern? Ein kurzes Zögern bei der Antwort auf diese Frage ist durchaus angebracht, zumal die christliche Religion gelernt hat, eher in Jahrhunderten als in Dekaden zu denken. Trotzdem: Gefeierte werden sollte durchaus. Denn die GFTP ist im freikirchlichen Sektor – leider immer noch – etwas wirklich Singuläres. Ihre Besonderheit besteht nun nicht etwa darin, dass sie theologische Arbeiten freikirchlichen Ursprungs publiziert, sondern dass sie dies in geradezu unverschämter Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstverständlichkeit tut. Das haben wir in den vergangenen Jahren recht deutlich unter Beweis gestellt: Dass es auch in einer Freikirche möglich ist, frei zu schreiben, was man denkt, was man zu verstehen meint oder auch nur, was man glaubt, verstanden zu haben. Da wir keinem kirchenpolitischen Kontrollorgan unterworfen oder einem solchen auch nur rechenpflichtig sind, sind wir tatsächlich frei, freier – freikirchlich!

Und so leben wir seit zehn Jahren in einem etablierten Gemeindebund, der sich gerne im Blick auf das freikirchliche Erbe als Protagonist für Glaubens- und Gewissensfreiheit feiern lässt, in der Vergangenheit aber de facto theologische Äußerungen über Gott und die Bundeswelt vorsorglich lieber unter das Kuratel einer immer noch vorneuzeitlich anmutenden Zensur stellte, die „Gemeindedienlichkeit“ genannt wird, um vor allem religiös konservative Gemüter nicht zu beunruhigen. Natürlich darf man bei uns alles glauben, bloß sagen oder gar schreiben sollte man es nicht unbedingt.

International sieht es keineswegs besser aus. Als ich vor drei Jahren einen Vortrag vor Theologinnen und Theologen der *Baptist World Alliance* in Berlin über „Volk, Kultur und Bürgerrecht im Alten Testament“ hielt und dabei

die gängigen Thesen der alttestamentlichen Wissenschaft über den Ursprung Israels vorzutragen, zierte sich der Generalsekretär des Weltbundes, die Vorträge auf Englisch zu publizieren, weil er Angst vor den Fundamentalisten in den Reihen der Weltgemeinschaft hatte. Das war's dann auch schon zum Thema „Glaubens, Gewissens- und Religionsfreiheit“, das sonst von diesen Brüdern gerne dort hochgehalten wird, wo es niemandem wehtut und „wir“ immer Recht haben: Für unterdrückte Fremde in Bananenrepubliken lässt sich immer leichter, großmäuliger und lautstärker demonstrieren, als im eigenen Lager gegen intellektuelle Unfreiheit und Unredlichkeit das Wort zu ergreifen.

Es hat ihm übrigens nicht viel genützt, dem allerhöchsten baptistischen Generalsekretär, der immer so nette und erbauliche Geschichtchen zu erzählen weiß. Zwei Jahre später erklärte die *Southern Baptist Convention* der USA ihren Austritt aus der ihres Erachtens viel zu liberalen Weltgemeinschaft und ist derzeit dabei, eine ganz eigene „Koalition der Willigen“ in Osteuropa zu gründen. Bei der ersten Koalition dieser Art, die anlässlich des unrechtmäßigen Irak-Kriegs geschmiedet wurde, hat diese Schar nationalistischer Gotteskrieger ja bereits hinreichend Erfahrungen gesammelt, als sie sich unverhohlen auf die Seite des amerikanischen Präsidenten schlug und ihm auch zum Wahlsieg verhalf. So viel dann auch zum Thema „Trennung von Staat und Kirche“.

Nun sind solche Widersprüche zwischen dem, was wir Baptisten lautstark verkündigen und glauben, und dem, wie wir uns tatsächlich verhalten ein latenter Herd von Spannungen. Zwar glauben wir der lutherischen Lehre vom Menschen, der zugleich gerecht und Sünder ist (*simul iustus et peccator*) nicht, weil Paulus das auch nicht tut. Aber de facto lebt er fröhlich in unserer Mitte, der neue Mensch, der an vielen Stellen immer noch ganz der alte kleine Gauner ist. Es ist das für solche Widersprüche und Doppelmoralen berüchtigte fromme Kleinbürgertum und damit das seit dem 19. Jahrhundert vorherrschende Milieu, in dem unser religiöser Schrebergarten hauptsächlich sein Unwesen treibt.

Der deutsche Baptismus ist über weite Strecken tatsächlich so etwas wie die kleinbürgerliche Variante des Evangeliums geblieben, weshalb man sich überwiegend bei den „Evangelikalen“ angesiedelt hat, einem Sammelbecken für politisch und theologisch extrem konservative Christen. „Evangelikal“ – das klingt im Deutschen immer noch ein bisschen nach einer Lungen- oder Darmkrankheit.

An dieser Stelle im Namen des Evangeliums Aufklärung zu betreiben, sehen wir in der GFTP als eine notwendige Pflicht. So ist es auch in Zukunft nötig, denen, die sich gerne als „bibeltreu“ stilisieren, die Deutungshoheit über das Buch der Bücher streitig zu machen, um die gute alte Bibel endlich das Ihre sagen zu lassen. Mit Hilfe der Bibelwissenschaft, deren 200-jährige Geschichte an unserer Freikirche (und den anderen natürlich auch) weitgehend spurlos vorüber gegangen ist, muss die Bibel immer noch vom Wust

ideologischer Verzeichnungen befreit werden, die aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen und sich wie Mehltau über das Buch der Bücher legen. Was wird nicht alles für Unsinn über die Bibel geglaubt und verbreitet!

Eine freie Theologie ist auch nötig, um die manchmal hochpathologische religiöse Phantasie autoritärer „Leiter“ in die Schranken zu weisen, die aus „bekehrten“ Menschen unerträgliche ideologische Landplagen machen, die irgendwann „doppelt so schlimm sind wie sie selbst“ (Mt 23,13–15).

Wir werden daher die erreichten Fortschritte in unserer Freikirche – etwa eine anständige und gleichberechtigte Behandlung von Frauen, die Öffnung unserer Freikirche zur Welt und zur Ökumene, ohne die das Wort „Mission“ immer Spott und Hohn bleibt – auch in Zukunft verteidigen, weil es sonst kaum jemand tut. Denn der fundamentalistische Irrsinn, der sich derzeit in den USA und in Osteuropa austobt, kann auch bei unseren erweckungshungrigen Mystagogen mit ihren radikalen apokalyptischen Ideen immer wieder ausbrechen.

Es gibt viel Allotria und religiösen Unfug in unserer Mitte. Ein Gegenhalten kann nur durch Unabhängigkeit und aus einer Position argumentativer Stärke heraus geschehen, was wir uns gegen die großen Vereinfacher und frommen Gotteskrieger jedweder Provenienz durchaus zutrauen. Eine freie Theologie ist in unseren Kreisen selten genug. Die GFTP steht dafür, dass sie sich nicht länger in Hinterzimmer und Alkoven verbannen lässt.

Einen diametral entgegengesetzten Weg beschreitet derzeit die *Southern Baptist Convention* in den USA. Sie ist dabei, unter großer Geheimnistuerei eine eigene „Welthandelsorganisation für irrtumslose Wahrheiten“ zu gründen. Partner für religiöse Abstrusitäten aller Art findet man immer, vor allem, wenn man genügend Geld mitbringt. Für diejenigen, die sich keine Kirche zusammenkaufen können, sondern auf Argumente und ihren Verstand angewiesen sind und sich beider gerne bedienen, gibt es die GFTP. Sie ist, auch ungefragt, ihrer Freikirche dabei behilflich, sich frei zu denken und das Gedachte frei zu formulieren. Sie leistet damit auch einen hilfreichen Schritt zur Entmythologisierung unseres freikirchlichen Wesens in der Öffentlichkeit, mithin zu mehr Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit.

Eine Kirche der unfehlbaren Wahrheiten wird dagegen immer Argwohn wecken. Vor kurzem erst teilte mir ein Vertreter einer anderen Kirche mit spürbarer Bewunderung mit, er könne nur staunen, mit welcher Offenheit wir innerkirchliche Probleme zur Sprache brächten.

Unsere offen dargelegte innerkirchliche Selbstkritik und wissenschaftliche Denkweise ist natürlich andererseits eine fürchterliche Bedrohung für all jene, die sich mit der Unfreiheit der hauseigenen Theologie und den gängigen Meinungen über unser kirchliches Gebilde abgefunden haben. Als ich im April 1990 mit der Promotionsurkunde der Kirchlichen Hochschule in der Tasche zum „Kandidatenjahr“ an das Theologische Seminar in Hamburg kam, stieß ich auf ein sonderbares Klima und gewann den Eindruck:

Theologie werde hier vorzugsweise hinter vorgehaltener Hand betrieben. „Wenn das die Bundesleitung wüsste!“, war ein gängiger und natürlich ironisch gemeinter Spruch unter den Studierenden. Die Angst, wegen unorthodoxer Meinungen nicht „vermittelbar“ zu sein, war damals zumindest weit verbreitet, die fachliche und persönliche Abhängigkeit von den Dozenten, die wiederum unter dem Druck der Gemeinden standen, geeignetes pastorales Material zu produzieren, geradezu total.

Je länger ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich, dass mir die Grundidee zur späteren Gründung der GFTP damals gekommen ist. Hatte ich doch in Berlin, Jerusalem und Heidelberg das akademische Leben in einer theologischen Weite kennen gelernt, von der ich bis heute zehre. Den endgültigen Anstoß zur Gründung der GFTP gab dann die Neuauflage einer der unzähligen missionarischen Kampagnen, die etwa alle zwei Jahre unter einem immer neuen Motto in unserer Bundesgemeinschaft ausgerufen werden. „Aufbrechen 95/96“ lautete der Spruch damals, unter dem alle Baptistinnen und Baptisten die Taufbilanz und damit die Bundesstatistik aufbessern sollten, um den *faithholder's value* zu steigern.

Wir, die Gründungsmitglieder der GFTP, griffen damals tatsächlich zu und brachen auf, obwohl sich die Freude des Bundes über *diesen* Aufbruch in Grenzen hielt. Ein Mitglied der damaligen Bundesleitung meinte im Stil des Hohen Rates von Jerusalem, man müsse gegen eine unabhängige theologische Gesellschaft rasch etwas unternehmen, ein anderer vertrat die Ansicht, der Spuk wäre in fünf Jahren ohnehin vorbei, man möge nur abwarten. Und so tat man erst einmal gar nichts, was sicherlich das Vernünftigste war. Im Unterschied zur gewohnten Halbherzigkeit und der kurzen Halbwertszeit unserer belanglosen missionarischen Vermehrungsstrategie „Aufbrechen 95/96“ gibt es uns allerdings auch zehn Jahre später immer noch.

Am Anfang standen ein paar Freunde, Verwandte und Begeisterte, die glauben *und* zugleich auch denken wollten, die gelernt hatten, sich zu artikulieren und sich wissenschaftlich ausweisen konnten, was uns für das Establishment, auch das theologische, gefährlich machte. Als wir, zwölf an der Zahl, unsere Gründungsversammlung am Marienplatz 7 in Berlin abhielten, versprachen wir uns, nicht den Weg in die innere oder äußere Emigration zu gehen wie viele andere, denen die Enge unserer freikirchlichen Gemeinschaft keine Heimat mehr bot. Wer damals theologisch etwas konnte und kein Protegé hatte, für den interessierte sich dieser Bund nicht im Geringsten. Und weil sich daran immer noch nichts geändert hatte, nahmen wir das Geschick in die eigenen Hände. Das war das Beste, was wir tun konnten.

Die GFTP wuchs dabei weit schneller als wir uns das jemals gedacht hätten. Die erste Ausgabe der „Zeitschrift für Theologie und Gemeinde“ (ZThG), die noch in einer Fehlfarbe und einer Auflage von 200 Stück hergestellt worden war, verkauften wir an einem einzigen Tag anlässlich der Bundeskonfe-

renz in Augsburg 1996. Das Heft wurde uns geradezu aus der Hand gerissen. Fünf weitere Auflagen mussten erhalten, was der Druckqualität des Heftes gut bekam. Dass sich die technische Qualität, die Übersichtlichkeit und der Umfang der Hefte rapide erhöhten, haben wir im Wesentlichen Olaf Lange zu verdanken, dem begnadeten Geschäftsführer der GFTP, der als technischer Direktor für die Satz- und Drucktechnik verantwortlich war. Ohne ihn hätten wir es nicht geschafft.

Dass auch unsere Auflage rasch wuchs und die ZThG zwischenzeitlich in zahlreichen theologischen und kirchlichen Bibliotheken Eingang gefunden hat, liegt wohl auch ein wenig an der Qualität der Beiträge, die keinen Vergleich zu scheuen braucht. Jahr für Jahr haben wir über die von uns veranstalteten Symposien, die Artikel und nicht zuletzt durch die Essays Themen gesetzt und gelegentlich für etwas Aufsehen in der beschaulichen Friedhofsruhe des Bundes gesorgt. Denn „eine christliche Gemeinde verträgt keine religiösen Uniformen. Sie lebt vielmehr, obgleich das paradox klingt, im Dauerzustand der gegenseitigen brüderlichen Störung. Sonst ist sie nicht auf Golgatha entstanden, hat ihr Herr sie nicht menschlicher gemacht, sondern doktrinär und illusionär“ (Ernst Käsemann).

Die theologischen Grenzen verlaufen bei uns nicht mehr zwischen „liberal“ und „konservativ“, wie bisher üblich, sondern zwischen ernsthaft und unernsthaft. Das ist unser Spezifikum, und hier sind wir im freikirchlichen Bereich auf beängstigende Weise konkurrenzlos.

Dabei werfen wir neben unseren wissenschaftlichen Beiträgen auch einen analytischen Blick auf unser freikirchliches Gemeinwesen, das zu beschreiben wir uns auf den Weg gemacht haben. Dies war von Anfang an eines unserer Ziele: Dem „real existierenden“ Baptismus einen kritischen „Spiegel“ vorzuhalten. Dies ist nun durchaus wörtlich zu verstehen. Ein Kollege schrieb mir vor ein paar Jahren einmal, unsere Zeitschrift erinnere ihn nicht wenig an den SPIEGEL – gemeint war das Hamburger Nachrichtenmagazin, das sich nach einem Bonmot seines Gründers Rudolf Augstein im Zweifelsfall als „Sturmgeschütz der Demokratie“ verstanden wissen wollte.

Ich habe mich damals, trotz des kritischen Untertons (der Kollege stammte aus dem Osten und wusste offensichtlich nicht, was die westliche Demokratie gerade dem SPIEGEL zu verdanken hat!), ausgesprochen geehrt gefühlt und dieses Prädikat als eine ganz eigene Art von Verheißung empfunden. In der Tat, das war es, was dem Baptismus bisher fehlte: Ein „Spiegel“, womöglich auch hin und wieder ein „Eulenspiegel“.

Unser Anliegen, wissenschaftliche Texte ohne Beschränkung durch eine das Denken hindernde fundamentalistische Zensur zu veröffentlichen, war an sich schon unerhört, wenngleich auch unerhört notwendig. Nun trat das Interesse hinzu, den Baptismus aus einer nüchternen und kritischen Perspektive zu betrachten, die in den gängigen Selbstdarstellungen mit keiner Silbe zu finden, aber für Kundige mit Händen zu greifen ist.

Natürlich kann man den Baptismus auch in glühenden Farben, von seiner freundlichen und schönen Seite her schildern. Und Manches davon ist ja auch wahr. Baptistinnen und Baptisten können sehr nette und charmante Menschen sein. Ich rechne zahlreiche Verwandte, Freunde und Bekannte zu jener Spezies, denen ich mich gedanklich und theologisch verbunden weiß. Daneben gibt es unter den religiösen Meinungen aber auch viel frommen Ramsch, der m. E. nicht der Rede wert ist.

Für die harmloseren Banalitäten und die *sweet nothings* in Sachen Lebensberatung und „Theologie für den Hausgebrauch“ gibt es dann noch die Publikationen und Verlautbarungen innerhalb unseres Bundes, für die auf weite Strecken das süffisante Beamtenmotto gilt: „Gelesen – gelacht – gelocht!“

Nun klingt das Augstein-Diktum mit dem „Sturmgeschütz“ für unsere kriegsmüden Ohren womöglich allzu martialisch. Zwar ist die GFTP bisher nie das Sturmgeschütz der „Demokratie“ gewesen. Aber was das kämpferische Pathos anbelangt, so können wir mit unseren kritischen Provokationen durchaus mithalten, ohne die es kein Lernen und keinen Fortschritt gibt. Natürlich sind wir manchmal auch über das Ziel hinausgeschossen und haben Manches nicht erreicht.

Wir sind aber sehr entschieden der Ansicht, dass die Welt ein Recht darauf hat, unsere Freikirche auch einmal ungeschminkt zu betrachten. Gejubelt wird ja ohnehin schon genug, auch wenn es dazu derzeit kaum Anlass gibt. Denn unser Gemeinbund ist alles andere als ein „Sturmgeschütz“, es sei denn eines, das gerne Worthülsen ausspuckt, wobei der Ausdruck „Kampagne missionarisch leben“ momentan die Hitliste anführt.

Das zurückliegende Bundesjahr, das mit einer müden „Cottbusser Erklärung“ zu Mission und Evangelisation begann, rettete die anfängliche Begeisterung erwartungsgemäß noch nicht einmal bis in die Sommermonate. Der dafür besonders zuständige Dienstbereich hat außer einer Literaturempfehlung („Leben mit Vision von Rick Warren“) und einer verwirrend aufgebauten und eigentlich überflüssigen Internetseite mit teilweise uralten Nachrichten aus der Redaktion von DIE GEMEINDE nichts Erkennbares zuwege gebracht. Dass diese „Kampagne“ – ein Begriff, der in unserer Sprache eine negative Konnotation besitzt (man fragt sofort: gegen wen?) – allerdings so schnell floppen würde, hätte selbst ich nicht gedacht, obwohl die „Cottbusser Erklärung“ ja schon deutlich gemacht hatte, dass in Sachen Mission nichts Neues zu erwarten war.

Das ganze Projekt ist mangels Glaubwürdigkeit schon jetzt nicht mehr zu retten, was natürlich niemand zugeben wird. Und so wird man sich in wenigen Wochen auf dem Bundesrat in Kassel für die eigene Konzeptlosigkeit wieder einmal selber auf die Schulter klopfen und die schlafmützige „Kampagne“ hochleben lassen. Wie man es mit geringem personellen Aufwand besser und effizienter machen kann, zeigen die äußerst professionell organisierten Vorbereitungen zu „ProChrist 2006“. Chapeau!

Versteht sich der SPIEGEL als „Sturmgeschütz der Demokratie“, so haben wir uns stets als Sturmgeschütz einer freien und eben in diesem Sinne freikirchlichen Stimme verstanden, für die „Bundesangestellte“ und andere Funktionäre ungeeignet sind.

Erkenntnisse und Beobachtungen ungeschminkt und dabei möglichst treffend zu formulieren, war eines unserer Hauptanliegen, wobei einschränkend hinzugefügt werden muss, dass es sich dabei nicht um objektive Wahrheiten handelt, über die ohnehin niemand verfügt außer dem, der „die Wahrheit“ ist (Joh 14,6).

Man kann immer nur das schreiben, was man selbst erkannt hat und für richtig hält. Dies frei vom Druck der öffentlichen Meinung und der gängigen religiösen Phraseologie zu tun, erfordert in meiner Kirche immer noch Mut, für den die GFTP ein notwendiges Forum bildet. Theologie ist eben nur etwas für Menschen, die es wagen, selbstständig und folgerichtig ihren Glauben zu denken, ihn dabei gelegentlich aufs Spiel zu setzen, um ihn in geläuterter Form wieder zu empfangen. Dass der Glaube an Jesus Christus zeitgemäß gedacht, beschrieben und verkündigt werden kann, ohne aufzuhören, authentischer Glaube an Jesus Christus zu sein, ist unsere Erfahrung und unser Credo, wenn man so will.

Wie zahlreiche Reaktionen in den vergangenen Jahren belegen, haben wir damit nicht nur der Vielfalt freikirchlichen Denkens Rechnung getragen, sondern vielen Baptistinnen und Baptisten in unserer Freikirche neben einer Stimme auch eine identifizierbare Heimat zurückgegeben, die sich wie wir einst mit Abwanderungsgedanken getragen hatten. Dass viele unserer fähigsten Geister über viele Jahre hinweg der eigenen Kirche den Rücken gekehrt haben, schmerzt mich allerdings noch immer.

In einer Kirche ist Freiheit allemal von Nöten, weil die Wahrheit des Evangeliums, sobald sie erkannt ist, immer frei macht (Joh 8,31) – eben auch dazu, frei zu sagen, was nach eigener Einschätzung gesagt werden sollte. Und das löst dann manchmal Stürme aus, vermutlich deshalb, weil bisher niemand auf den Gedanken gekommen war, dass es ausgerechnet unserer Freikirche daran besonders mangeln könnte: Frei zu sagen, was man erkennt und denkt, ans Licht zu bringen, was in einer Kirche so gerne verschwiegen, unter den Teppich gekehrt oder hinter frommen Fassaden verheimlicht wird.

Es ist eben Manches faul im Staate Onckens, Köbners und Lehmanns, dem heiligen Dreigestirn des deutschen Baptismus. Unsere Freikirche wirkt prima facie viel zu nett, um wahr zu sein, weshalb Selbstbetrachtungen, selbst wenn sie sich als geschichtliche Studien ausgeben oder den Rang von Seminararbeiten erreichen, häufig etwas Pomadiges an sich haben.

Mit Selbstbezeichnungen wie „Mission“, „Bibelbewegung“, „Glaubens-taufe“, „Glaubens- und Gewissensfreiheit“ und „Basisdemokratie“ wird gerne die eigene Heiligsprechung betrieben, wobei wir uns als Minderheit ewig missverstanden und am liebsten als Märtyrer fühlen. Das ist auch

leichter, als jenseits der Larmoyanz endlich an die Arbeit zu gehen und unsere Freikirche ins 21. Jahrhundert zu führen.

Allzu heilig und „bibeltreu“ geht es unter uns aber nur auf den ersten Blick zu. Näher betrachtet – und dazu bedarf es tatsächlich eines „Spiegels“ – sind wir ein teilweise recht sonderbarer und äußerst heterogener religiöser Club, in dem jeder etwas anderes unter „Evangelium“ zu verstehen scheint. Je länger ich Jesus Christus in meiner Freikirche diene, desto mehr verfestigt sich in mir der Eindruck, dass viele unserer Mitglieder unter dem Signet der „Christusnachfolge“ in den Gemeinden vor allem sich selber suchen und dabei, wenn es gut geht, auf Jesus Christus stoßen. Es mangelt immer wieder an der Bereitschaft, sich selbst zu verändern (Röm 12,2), was man andererseits von „Unbekehrten“ selbstverständlich erwartet.

Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland ist auch ein Sammelbecken von Menschen, die mit den herkömmlichen kirchlichen Zuständen unzufrieden sind und eine „Freikirche“ als ideales Betätigungsfeld für ihren religiösen Individualismus betrachten, der manchmal geradezu terroristische Züge annehmen kann. Kühne theologische oder auch nur tiefschürfende Gedanken darf man dabei allerdings nicht erwarten. Baptisten baden – theologisch betrachtet – gerne lau. Dieser Eindruck verdichtet sich, wenn man die neue Selbstvorstellung unserer Freikirche („Offene Türen“) zur Hand nimmt. Dieses misslungene Buch könnte gestrotzt den Untertitel tragen: „Warum uns die Welt nicht braucht.“

Wir sind vor allem ein vorwiegend kleinbürgerliches religiöses Biotop, das gelegentlich so provinziell ist, dass man sich dort einfach zu Hause fühlen muss. Ich denke dabei an Hermanns Hesses „Steppenwolf“, wo Harry Haller, der Antiheld dieser Erzählung, mit der sicheren Witterung des Nichtsesshaften das nach Sauberkeit und Ordnung riechende Haus der Familie des Erzählers betritt, um sich dort für eine Weile einzumieten. Er passt nicht in diese Welt, aber sie atmet Sauberkeit und eine intakte Ordnung, die dem Wanderer eine Behausung bietet – auf Zeit.

Mancher Gast, zu denen auch ich gehöre, bleibt gleichwohl für immer, aus Nostalgie, Anhänglichkeit oder aus Mangel an einleuchtenden Alternativen für die Gestaltung des eigenen religiösen Lebens (samt und besonders ebenfalls sehr bürgerliche Verhaltensweisen!).

Sicher liegt es auch an der empfangenen Berufung, die sich nicht einfach abschütteln lässt. Diese Anhänglichkeit gegenüber meiner religiösen Heimat, die das Überleben eines eigenverantwortlichen Denkens nur in tolerierten intellektuellen Nischen erlaubt, ist der sehr präzise Grund, weshalb es die „Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik“ geben muss. Wer sonst könnte – noch dazu aus erster Hand – über die „größte deutsche Freikirche“, ihre Sehnsüchte, ihre Lebenslügen und ihre Idiosynkrasien Auskunft geben? Es muss sich um Leute handeln, die entweder Idealisten sind und diese Freikirche für das Kirchenmodell der Zukunft halten (dieser irrigen Ansicht war ich lange Zeit), oder um „Kritiker der zynischen

Vernunft“, eine Kritik, die sich einstellt, wenn man diese Kirche besser kennt und – Leiden hin oder her – sich ihr immer noch verbunden weiß. Beides mag irgendwann in Resignation enden, wie es jener Kollege erlebte, der nach langen Dienstjahren in mehreren Gemeinden mir gegenüber vor ein paar Monaten feststellte: „Die Gemeinde ist *die* Enttäuschung meines Lebens.“

Weil derlei Dinge natürlich niemand öffentlich zugeben wird, muss es uns auch weiterhin geben, selbst wenn es hin und wieder weh tut, was wir schreiben. Gäbe es uns nicht, müsste die Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik oder ein ähnliches Derivat noch heute erfunden werden! Die ewig Gestrigen wissen längst, wie hilfreich es ist, sich zusammenzuschließen, und stehen – ideologisch meist bis an die Zähne bewaffnet und gut organisiert – in allen möglichen „Arbeitsgemeinschaften“ bereit zum Gefecht. Einzelkämpfer haben keine Chance.

Die in den letzten zehn Jahren durchaus erkennbaren Wandlungen und Fortschritte innerhalb unserer Freikirche, die nach dem ewigen Paternalismus früherer Präsidenten und Generalsekretäre mit ihrem Patronagesystem und den übl(ich)en Seilschaften der vergangenen Jahrzehnte endlich über ein offenes Leitungsteam verfügt, belegen, dass sich die Dinge selbst in einer Freikirche verändern lassen, auch wenn hin und wieder eine „Bundeskrisis“ vonnöten ist.

Freilich muss dieses Leitungsteam, vor allem die Bundesgeschäftsführung, über die sich *in bonam partem* sagen lässt, dass sie ihren Geschäften „unauffällig“ nachgeht, nach zwei Jahren Amtszeit langsam einmal zeigen, was sie drauf hat. Wo, bitte schön, sind die Initiativen und Stäbe, die wir innerhalb der Zukunftskommission der Bundesgeschäftsführung zugeordnet hatten? Bisher ist kein einziger *Think Tank* gegründet worden noch ein solcher in Sicht.

Die Verantwortlichen schaffen es nicht einmal, Leute aus den Gemeinden zu Strategietagungen zu locken, die, bedingt durch Fehlplanungen und miserable Vorbereitungen, reihenweise ins Wasser fallen. Primär als Ideenfabrik – und nicht für Auslandsreisen und Selbstverwaltungsgespräche – wurden die entsprechenden Leute in ihre Ämter berufen! Dafür und nicht für die Erhaltung des Status quo haben wir neue Strukturen geschaffen und ihnen zugestimmt. „Wer sich auf seinen Lorbeeren ausruht, trägt sie an der falschen Körperstelle“, hat Heiner Geißler einmal gesagt.

Unsere lahme Bundesgemeinschaft ist im Augenblick wenig mehr als ein Spendensammelverein für Elstal. So ist der Bund derzeit vor allem für „Elstal“ da – gedacht war es einmal umgekehrt. Die Sicherstellung der Angestelltengelder und die Annuitätzahlungen an die Gläubiger sind sicherlich ein wichtiger Gesichtspunkt der derzeitigen Kirchenpolitik. Aber kann es das schon gewesen sein? Wozu das alles? Womit lässt sich der gigantische Verwaltungsaufwand eigentlich rechtfertigen? Das ist es, was viele von uns brennend interessiert.

Für den „neuen Bund“ gilt derzeit: Wenig Glanz, dafür wird um so lauter das Gloria gesungen. Die Strukturdebatte hat mindestens ein Jahr und zwei (Sonder-) Bundesräte zu lang gedauert. Dabei ist der Schwung des neuen Anfangs nach der Bundeskrise auf der Strecke geblieben. Natürlich haben es unsere Oberen mit den endlosen Konsultationen und Vorlagen gut gemeint, was aller Anerkennung wert ist. Was aber letztlich dabei herausgekommen ist, steht in keinem Verhältnis zum Aufwand.

Das Missverhältnis von Aufwand und Ergebnis erinnert in manchem an die derzeitigen Reformdiskussionen in unserem Land: Es wird viel geredet und gerechnet, aber der große Wurf bleibt dabei auf der Strecke. Geändert hat sich realiter weit weniger als ursprünglich gedacht, weil viele Änderungen gar nicht strukturabhängig sind.

Die Gemeinden sind des Themas nun weitgehend überdrüssig. Das neue Präsidium ist in der Zwischenzeit mehr und mehr an die Stelle der alten Bundesleitung gerückt und bleibt aufgrund der eher blassen Vorstellung der Bundesgeschäftsführung der eigentliche Motor und Ideengeber.

Durch die Unschärfe der „geistlichen“ Richtlinienkompetenz, die das Präsidium gemäß der neuen Verfassung besitzt, ist noch keine Klarheit in der Trennung der Aufgaben erzielt. So ist immer noch nicht deutlich, in welchen Fragen man sich an die Bundesgeschäftsführung oder besser an das Präsidium wenden sollte, abgesehen davon, dass Anfragen einfach untergehen, wenn man nicht nachhakt (das kennen wir noch von früher, als der Schreibtisch eines Bundesdirektors das „Bermuda-Dreieck“ genannt wurde).

Im Grunde haben wir nun doch wieder die alten Verhältnisse von „Bundesleitung“ und „Bundesangestellten“, und wahrscheinlich geht es auch gar nicht anders, weil die Ressortleiter – mit Ausnahme der Generalsekretärin, die über kein spezifisches Ressort verfügt – bereits mit ihren regulären Aufgabenbereichen voll ausgelastet sind.

Die Reform der Reform ist damit jetzt schon vorprogrammiert. Womöglich müssen wir uns darauf einstellen, uns noch auf Jahre hinaus mit Verfassungs- und Ordnungsfragen zu beschäftigen. Die „neue“ Struktur scheint mir nicht operabel.

Ein weiterer Grundfehler des neuen Systems steckt auch in der Zusammensetzung des neuen Präsidiums sowie im Wahlverfahren. Zwar ist der Gedanke zu begrüßen, dass das Präsidium im Unterschied zur alten Bundesleitung ein „Kompetenzteam“ darstellen soll, in dem die Besten und Fähigsten frei von den Zwängen eines Proporz über Sitz und Stimme verfügen.

Allerdings sehe ich dabei zwei grundlegende Fehler: Zwar haben die Landesverbände ein Vorschlagsrecht für die Kandidaten und Kandidatinnen, wahlberechtigt ist jedoch allein der Bundesrat. Dort haben die mitgliederstarken Verbände nicht nur erheblich größeren Einfluss als die kleineren Vereinigungen. Im Zweifelsfalls werden sie daher „ihre“ oder die ihnen bekannten unter den weitgehend unbekanntenen Kandidatinnen und Kandidaten durchbringen. Zum andern hat der Bundesrat wie auch in der Vergan-

genheit keine echte Möglichkeit, sich ein aussagekräftiges Bild von der Eignung der Kandidaten und Kandidatinnen zu machen, also die „Kompetenzen des Kompetenzteams“ realistisch zu beurteilen.

Man kennt die Leute nicht oder zumindest nicht gut genug. So bleibt es bei den „Bauchwahlen“. Aus der Wahl der „Besten“ wird allenfalls die Wahl der „Populärsten“.

Da ein Wahlkampf und ein kirchliches Parteiensystem mit programmatischen Eckpunkten der Kandidatinnen und Kandidaten, wie es in Landeskirchen durchaus üblich in unseren Reihen aber ausgeschlossen ist, hat man kaum Möglichkeiten, sich ein Bild von den Standpunkten und Überzeugungen zu machen und bleibt daher entweder auf Gerüchte und Mundpropaganda angewiesen oder entscheidet wie in der Vergangenheit aufgrund von Geschlecht, Anzahl der Kinder, dem Lebensalter oder schlicht dem Aussehen. Hilfreich für die Kür bleibt auch der größte Lacher bei der Kurzvorstellung (Letzteres war im „alten Bund“ das Hauptkriterium: der Lustigste hatte immer die besten Chancen!).

Schon aufgrund der Erfahrungen der Vergangenheit sollte man niemanden wählen, den man nicht genau kennt. Ich habe das immer so gehalten und halte dies für die angemessenste Reaktion auf ein nicht überzeugendes Wahlsystem, dessen Preis mir zu hoch ist: Sind nämlich bestimmte Landesverbände auf längere Zeit nicht im Präsidium vertreten, wird das Interesse am Bund in diesen Verbänden noch weiter sinken, es ist ohnehin jetzt schon im freien Fall begriffen.

Ein äußerst problematischer Teil der ganzen Reform ist nach der „Probeabstimmung“ auf dem letzten Bundesrat erst einmal gescheitert. Die Abstimmung über eine Art „privilegierter Partnerschaft“ der so genannten Traditionsgruppen, die mittlerweile den Spitznamen „Trachtengruppen“ erhielten, geriet zum Fiasko des Präsidiums, das diesen Vorschlag gegen allen guten Rat vorangetrieben hatte.

Die Ressentiments zwischen Baptisten und den quasi autonomen Brüdergemeinden haben zu einem in seiner Eindeutigkeit überraschend negativen Ergebnis geführt. Die Aversion gegen das Vorhaben, das eines der Lieblingsprojekte des derzeitigen Präsidenten war, von dem er sich bis zur Probeabstimmung trotz aller Widerstände selbst innerhalb des Präsidiums nicht abbringen ließ, war weit größer als erwartet und die Sensation des letzten Bundesrates.

Das bisher schon nicht funktionierende Modell einer Kirchengemeinschaft von Baptisten- und Brüdergemeinden – zweier letztlich inkompatibler „Traditionsgruppen“, die seit ihrer aus dem Dritten Reich stammenden Vernunftsehe, die vor dem „Standesamt für Körperschaftsrechte“ geschlossen wurde, aneinander vorbei leben – sollte nun auch noch auf weit problematischere Gruppierungen ausgedehnt werden. Von denen tragen manche zwar ebenfalls den Namen „Baptisten“. Allerdings würde kein vernünftiger Mensch meiner Freikirche jemals Mitglied in einer die-

ser Gemeinden werden (und das wäre doch der „Lackmustest“ für eine Kirchengemeinschaft!).

Von der rigiden Gesetzlichkeit vieler russlanddeutscher und anderer osteuropäischer Baptisten etwa, in denen das Rad der Geschichte um 200 Jahre zurückgedreht ist, sind wir in Deutschland meilenweit entfernt. Die Vorstellung, dass solche Gemeinden sich ohne Übernahme der mit der Mitgliedschaft im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland verbundenen Verpflichtungen auf legitime Weise unserem Bund anschließen könnten und – im Falle massenhafter Wahrnehmung dieser Chance – über den Bundesrat den Bund gleichsam übernehmen könnten, wäre ein Albtraum gewesen. Lieber Klasse als Masse!

Dass diese Sorge nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, belegt die strategisch geplante und präzise durchgeführte Übernahme der *Southern Baptist Convention* in den USA durch fundamentalistische Kreise, unter deren „puritanischer Reform“ nicht nur Millionen Baptisten zu leiden haben, sondern unsere Anliegen weltweit in Misskredit gebracht werden.

Ein entsprechender positiver Beschluss des Bundesrates im Blick auf die hierzulande lebenden baptistischen „Trachtengruppen“ hätte womöglich noch keine unmittelbaren Auswirkung gehabt, aber die „Büchse der Pandora“ für die Zukunft geöffnet. Es hätte nur geschickter Verhandlungen und einer Aktivierung der ohnehin bestehenden Verbindungen zwischen der *Southern Baptist Convention* und den Osteuropäern bedurft, um die in Deutschland bei weitem in der Mehrheit befindlichen russlanddeutschen Baptisten als „Traditionsgruppe“ zum Eintritt in den Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden zu bewegen und dessen Geschicke zu bestimmen.

Nur die negative Erfahrung der Vergangenheit, also das immer noch uneingestandene Scheitern der Union von Baptisten- und Brüdergemeinden in einem Bund, hat uns vor einer katastrophalen baptistischen Version der „Visa-Affäre“ bewahrt, die die öffentliche Meinung derzeit bestimmt.

Vor einem Abgleiten des „Priestertums“ ins „Sektentum aller Gläubigen“ kann uns die feste Einbindung in die ökumenische Gemeinschaft der Kirchen bewahren. Eine Gemeinschaft, die ohne ökumenisches Korrektiv lebt, verkommt zwangsläufig. Sie verliert damit nämlich einerseits die Möglichkeit, sich über ihr eigenes Profil Rechenschaft zu geben, dieses dabei zu schärfen und im Dialog zu bewahren. Sie verliert aber auch den Blick für Einwände und Alternativen, ohne die es keine Erneuerung geben kann.

Der Bund sollte daher die ökumenischen Gespräche vorrangig unterstützen und die Ergebnisse der Gespräche zwischen der Europäisch-Baptistischen Föderation und der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa ernst nehmen und als echte Chance begreifen. Ökumenische Dialoge sind der erklärte Wille Gottes, ihre Dämonisierung selbst ein Stück Dämonie, die wir öffentlich machen und der wir entgegentreten müssen.

Als Freikirche können wir durch ökumenische Partnerschaften nur gewinnen. Eine selbstreferenzielle Kirche wird dagegen immer verlieren – sich

selbst und am Ende das Evangelium. Freilich setzt ein solcher Dialog *Dialogfähigkeit* sowie Hör- und Lernbereitschaft voraus. Darum sind Fundamentalisten an solchen Gesprächen nicht interessiert und ihre Einbeziehung in solche – vom Geist gewirkten – Lernprozesse weitgehend sinnlos, weil sie einem rationalistischen, systemisch verfassten und linearen Bibelverständnis folgen, das dem Geist und dem Buchstaben der Bibel selbst widerspricht und letztlich nur ein mythenreiches Märchen ist.

Gewiss gibt es derzeit auch Chancen für unsere Gemeinschaft. Wo, wenn nicht in der Krise, böten sich neue Chancen in Fülle! Ich meine, dass es derzeit vor allem auf kleinräumige Initiativen und neue Gruppenbildungen in den Gemeinden ankommen wird. Wir sollten Ausschau halten nach Menschen mit Ideen. In kleinen Kreisen müssen die neuen Ideen generiert werden, die eine Reform oder gar Reformation unserer Freikirche zum Ziel haben. Die Einigelung in einen konservativen Evangelikalismus ist keine Alternative, denn dies ist ein Auslaufmodell.

Manche Werte wird man gewiss übernehmen können, wie etwa die Verantwortung für das missionarische Zeugnis in der Welt. Vieles aber muss raus aus unserem religiösen Inventar. „Religion“ ist ein Riesenthema unserer Zeit, evangelikal zu sein dagegen nicht. Das ist ein romantischer deutscher Irrweg, der kirchengeschichtlich aus dem Protest gegen die Moderne entstand und dort, d. h. zu Beginn des 20. Jahrhunderts, auch endete. Manche Dinosaurier wissen noch nicht, dass sie ausgestorben sind. Es muss und es wird etwas Neues geben. Und das wird jetzt geschmiedet.

Der Bund kann es sich gar nicht erlauben, so weiterzumachen wie bisher. Er steht unter Druck und muss in den kommenden Jahren aufzeigen, wohin die Reise der Gemeinden denn gehen kann.

Die gute alte Zeit des Baptismus ist vorbei, die neue ist (noch) nicht in Sicht. Wenn es unserer Freikirche in den nächsten zehn Jahren nicht gelingt, ein neues Profil zu gewinnen, droht sie in der Versenkung zu verschwinden. Was bleibt, ist das, was kommen wird. Kommt nichts, bleibt nichts.

Neben überzeugenden Antworten auf die Frage, wie das Evangelium heute auszurichten ist und gemeinsam gelebt werden kann, sind die Bereiche Öffentlichkeit, Dialogfähigkeit und Ökumenizität die Schlüssel- und Überlebensfragen unserer Gemeinschaft. Die Körperschaftsrechte und der zur kollektiven Entsorgung finanzieller Altlasten erhaltende Bundeshaushalt taugen auf Dauer nicht als religiöser Sozialkitt. Der gemeinsame Nenner ist noch nicht gefunden, geschweige denn formuliert. Es ist jedenfalls höchste Zeit, aus dem Dornröschenschlaf frommer Gemeinschaftspflege zu erwachen, den wir aus dem 19. Jahrhundert in unsere aufregend unorthodoxe Zeit kolportiert haben. Dazu gehört Mut. Den wünsche ich den Verantwortlichen.

Mutige und kreative Menschen wird die GFTP auf ihre Weise unterstützen. Denn darin sehe ich auch das größte innerkirchliche Verdienst der

GFTP: Dass wir in einem religiös nicht einfachen Gebilde wachen Menschen des Glaubens Mut gemacht haben, die Verhältnisse in der eigenen Kirche nicht einfach als gegeben hinzunehmen.

Es ist die Aufgabe eines „Spiegels“, uns nüchtern mit der Wirklichkeit zu konfrontieren, die sich hinter jeder Selbststilisierung verbirgt. Auch dieser Beitrag ist natürlich eine Selbststilisierung, bei der Verzerrungen nicht auszuschließen sind. Spiegel können schlank oder dick machen, je nachdem, ob sie konvex oder konkav geformt sind. So wird auch das in den Essays der „Zeitschrift für Theologie und Gemeinde“ gezeichnete Bild manche Verzerrungen und Überzeichnungen aufweisen.

Eine „objektive“ Wahrheit sollte von uns nicht erwartet werden, vielmehr ein Gemisch aus Nüchternheit und pointierter Zuspitzung, denn gerade die Karikatur vermag Wesentliches zur Sprache zu bringen. Und auch dies möge man tunlichst heraushören: Dass manche spitze Bemerkung und Beobachtung letztlich einen Versuch darstellen, sich der nicht unkritischen Verbundenheit mit dieser Freikirche gewiss zu werden, ihre Krankheit als die eigene zu begreifen und sich für eine zeit- und sachgemäße Sozialgestalt des Evangeliums zu engagieren.

Darin weiß ich mich zugleich allen Autorinnen und Autoren der „Zeitschrift für Theologie und Gemeinde“ verbunden, denen ich – zusammen mit allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – an dieser Stelle von Herzen danke.